Gerhard Wolfgang Lüdtke

...und Wagen rollen vorbei...

Quer durch Nord-Amerika

Friederichsen, de Gruyter & Co

Hamburg · 1942

3.—6. Tausend

Druck von Walter de Gruyter & Co
Berlin W 35

Inhalt

Zum Geleit 1

Überfahrt 3

Symphonie aus Stein 9

New York 13

Aus dem Collegetagebuch . . . 23

Ein Gespräch 29

Beat Syracuse! 37

Niagara Fall 47

Stellungsuche in New York . . 51

Coney Island 61

Savoy Night Club 65

Fun 71

Hitchhiking durch Kansas nach Idaho 83

Mississippi 99

Wieder Tellerwäscher 109

Besichtigung von Los Angeles . . 121

Fahrt nach Portland 131

Salesman 151

Am Meer 183

Zum Geleit

Dieses Buch ist im wesentlichen drüben in den Vereinigten Staaten von Amerika während des Jahres 1939 entstanden. Ich habe die einzelnen Kapitel dort entworfen und schnell niedergeschrieben. Das Buch enthält weniger, als ich eigentlich im Sinn hatte und geschrieben habe. Als sich die Möglichkeit ergab, es zu einer Einheit zusammenzufassen, folgte ich bei der Überarbeitung dem wohlmeinenden Rat, jetzt die meisten der zahlreichen Abschnitte wegzulassen, die die allgemeinen Betrachtungen über Land und Leute und über den amerikanischen Charakter enthalten. Auch die Schilderung meiner Erlebnisse als Austauschstudent an der Colgate University in Hamilton habe ich größtenteils gestrichen. So sind nur die Kapitel geblieben, die das ganz persönliche Erleben bei den Kreuz- und Querfahrten durch den Kontinent wiedergeben. Aus einem Buch ist ein Büchlein geworden, das vielleicht unter den vielen Büchern über Amerika eine besondere Note hat, weil es in einer Zeit entstanden ist, in der ein junger Mensch es besonders schwer hatte, sich als Deutscher durchzusetzen und einen recht kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen.

Mit voller Absicht sind auch die Schilderungen der Rückreise über Japan und Rußland weggelassen, die den jetzigen geschlossenen Charakter des Buches gestört hätten.
Nach meiner Rückkehr nach Deutschland trat ich in das Heer ein.

Gerhard Wolfgang Lüdtke

Überfahrt

Ich hatte mir immer gedacht, daß solch eine Seereise etwas sehr Langweiliges und Eintöniges sei, daß die Zeit nur so dahinkrieche, und daß man sich vor Sehnsucht, endlich das Ziel der Reise zu erreichen, fast verzehre.

Das kommt auch vor, aber nur bei denen, die von dem Schrecken der Überfahrt geplagt werden: der Seekrankheit. Mit einiger Angst sahen auch wir dieser Möglichkeit, krank zu werden, entgegen. Schon vor der Abfahrt in Hamburg erkundigten wir uns angelegentlich bei einigen erfahrenen Seebären, wie das wohl so sei, und am ersten Tag der Fahrt hatten wir, aller anderen Sorgen enthoben, noch mehr Muße, dieses Problem zu studieren: in welchen Formen diese Krankheit aufträte, wie sie zu bekämpfen wäre, und, wenn es nun wirklich soweit käme, wie dann die Auswirkungen auf das Seelenleben sich gestalten würden.

Sie haben sich gestaltet.

Schon im Kanal schaukelte das Schiff ganz unvornehm, und als der Wellengang noch heftiger wurde, da lichteten sich auch langsam, aber sicher die Reihen der Tapferen. Es war ganz interessant

zu beobachten, wie sie ihr Schicksal trugen, die Armen. Einige rannten, nicht rechts und links sehend, aus dem Saal, andere hielten eine Mäßigung des Schrittes nur bis zur Tür aus, und kurz dahinter sah man nur noch den Rockzipfel flattern. Und wir, wir lachten, wir Grausamen. Aber manch einen ereilte das Schicksal auch lachenden Mundes. Adolf hielt sich tapfer. Er wußte, er würde dem Schrecken nicht entgehen, und er wartete stumm und verbissen auf den gewissen Moment. Ja: da war er, aber fröhlich lächelnd, mit käseweißem Gesicht grüßte er alle die Lieben zum letzten Male und ward nicht mehr gesehen.

Angenehm war das Schaukeln auch für uns nicht, denn unser Energieaufwand beim Essen mußte verdoppelt werden: wir hatten uns auf das Essen zu konzentrieren, gleichzeitig aber die Wirkung dieser so aufreizenden Bewegung zu verfolgen. Eigentlich hübsch, wie so die Suppe von einem Tellerrand zum anderen rollte. Man brauchte nur seinen Löffel an den Rand zu halten, und die Suppe kam gehorsam heraufgeschwabbert.

Aber das ging so nicht weiter. Dieser Probe würden wir sonst alle erliegen, und so faßten wir den Entschluß, das Wort Seekrankheit aus unserer Unterhaltung zu verbannen: jede Zuwiderhandlung sollte mit einem Groschen bestraft werden. Doch als es gar zu toll wurde, hielt es Anneliese nicht mehr aus: »Gib mir einen Groschen!« Schweigend

legte ich das Geld auf den Tisch, und unsere Gesichter wurden um einen Schein bleicher.
Den vorhergehenden Diskussionen entnahm ich die Folgerung, alle Keime der Krankheit im Alkohol zu ersticken. Und das tat ich denn auch. Ich bin in dieser Zeit ein Freund des Kirsch geworden und habe ihn lieben gelernt.
Die See wurde glatt, die Sonne leuchtete. Ein anderes Problem beherrschte den Tag: der Hunger. Morgens um einhalb acht Uhr peitscht mich die Angst, zehn Minuten zu spät zum Frühstück zu kommen, aus dem Bett, läßt mir kaum Zeit, der einfachsten hygienischen Regeln zu gedenken, und treibt mich mit verbissenem Eifer an den Tisch. Es ist auch höchste Zeit. Mein Körper schreit nach Vitaminen, die ihm denn auch in den mannigfachsten Formen zugeführt werden. Kaum aber ist es gelungen, ein bißchen Ruhe zu schöpfen, so schmettert uns das ach so liebliche Essensignal wieder ins Ohr. Diesmal ist aber die Spannung des Morgens einem zufriedenen, behäbigen, zukunftsfrohen Lächeln gewichen. Es gibt Brühe, warme, zartduftende, köstlich schmeckende Brühe. Und die Arbeit ist bald geleistet. Danach liegt scheinbar ein langer Tag vor uns. Was tun? Aber es ist gar nicht so schwer zu lösen, dieses Problem. Ein Viertel nach eins bis zweieinhalb: Essen. — Vier bis viereinhalb: Essen. — Sieben bis acht: Essen. — Einhalb zehn bis zehn: Essen.

Und die Zeit dazwischen, die müßte eigentlich auszufüllen sein. Man liest ein bißchen, nicht zu viel, man spricht vom Erlebten und macht sich Sorgen, wo keine zu machen sind.

Gegen sechs Uhr beginnt die Kehle rebellisch zu werden. Wir begeben uns in die Bar und nehmen einen Kirsch oder einen Wermut. Auswahl ist genug da. Mir hatte es besonders ein Cocktail, namens: »bamboo«, angetan. Ich habe ihn später nirgends woanders entdecken können. Dann kommt vielleicht noch ein wenig Schach oder Pingpong und schließlich das Problem des Abends, auf welche Art und Weise die Stewards zu überrumpeln sind bei dem Unternehmen, in die Touristenklasse zu kommen. Mantel wird aus technischen Gründen nicht mitgenommen. Weiteres Gebot ist, sich immer im Schatten zu halten und vor allem immer eine Ausrede auf der Zunge zu haben: »Der Herr So und So hat uns eingeladen.« Was ja auch öfter geschah. Ich sage das ausdrücklich, um zartere Gemüter über das Ungestüm der Jugend zu beruhigen.

Voller Erwartung ziehen wir los. Unser Herz bubbert. Der erste Versuch scheitert an einem sehr freundlichen, aber um so bestimmteren Offizier. Der zweite Versuch findet vor geschlossenen Türen sein Ende, der dritte gelingt endlich mit Hilfe eines wohlwollenden Stewards, der uns durch die Mannschaftsräume geleitet. Der Abend hat seinen Höhepunkt erreicht.

Dieses aufregende Problem muß fast an jedem Abend auf die eine oder andere Weise seine Lösung finden.
Und da spricht man von der Geruhsamkeit einer Seereise.

Symphonie aus Stein

Wir stehen auf Deck. Es ist kalt. Fest in meinen Mantel gehüllt, sehe ich beengten Herzens sich langsam die flache Silhouette Brooklyns nähern. Vorposten des unendlichen Kontinents.

Das Schiff tastet sich durch die enge Fahrtrinne allmählich vorwärts, an Befestigungsinseln, auslaufenden Schleppkähnen, emsig stampfenden und pfeifenden Kuttern vorbei. Da: ein gesunkener Dampfer, der noch wie hilfesuchend sein Signalhorn über das Wasser reckt. Erinnerung an einen Hurricane.

Der Hafen sieht wie verlassen aus; außerordentlich geräumig, läßt er nichts von dem enormen Verkehr vermuten, der hier herrscht.

Ganz im Hintergrund taucht Manhattan-Island auf: eine schwarze, riesige Masse, düster und drohend, in einem unendlichen Nebelmeer sich verlierend. — Die Masse wird deutlicher, gewaltiger, und im starren, gespannten Schauen wird sie mir zu einer fernen, unwirklichen Geisterburg: in ihren Umrissen nicht zu fassen, begrenzt und gehalten von einzelnen überragenden Türmen, die den Eindruck des Unheimlichen, Geisterhaften nur noch verstärken.

Langsam, langsam wird die Masse Wirklichkeit, wird zu dem, was sie ist: Manhattan-Island, Wahrzeichen Amerikas, und dann nimmt sie mich gefangen, preßt alle meine Erwartungen in den einen einzigen Eindruck zusammen: Stein, kalt und drohend.

Mein Sehen, meine Gedanken, meine Seele sind von diesem Eindruck erfüllt.

Bis die Freiheitsstatue in der Nähe Manhattans mir zum Wahrzeichen, zum Wahrzeichen nicht der Freiheit, sondern der geschichtlichen Entwicklung Amerikas wird. Und jetzt erlebe ich diese Welt von Widersprüchen in dem Nebeneinander des Symbols einer mitreißenden Idee und kalter, brutaler, nichtssagender Technik. War es nicht reinster, schönster Idealismus, der die Menschen nach Amerika trieb, um sich hier ein Land der Freiheit zu schaffen, das für viele, gar zu viele ein Land des »money making« geworden ist? Sie stand einmal im Hafen von New York, die Freiheitsstatue, als ein alle Kleinlichkeit durch Wucht und Größe überschattendes Wahrzeichen, und dann legten die Menschen, die sie schufen, Stein auf Stein, Stockwerk auf Stockwerk, und bedeckten langsam und immer schneller ihr ehemaliges Idol mit ihren Schatten.

Mich friert.

Jetzt gleitet unser Schiff ganz dicht an diesen riesigen Blocks vorüber, stellt sie vor uns hin: »Hier

sind Wir. Seht uns an. Was denkt und träumt ihr? Hier werdet ihr leben und schuften, zehn und zwanzig Jahre«, — und je mehr die vorher unendliche Masse von Häusern zu Wohnstätten, zu Fabriken wird, desto größer wird der Eindruck der Häßlichkeit, desto mehr wandelt sich das höchste Produkt der Natur: der freie, denkende Mensch zu einem schwitzenden, hastenden Menschlein.

Zwischen unermeßlich hohen, schlanken Turmhäusern kauern niedere, massige Blocks, die ohne Schwung und Elan, geduckt und lauernd eine Welt von Trostlosigkeit einzuschließen scheinen. Jeder von ihnen bemüht sich, auf irgendeine Weise eine eigene Note zu entwickeln, anders zu sein, wenigstens in seinem Aufbau, sei es durch die Form einer gotischen Kirche oder eines Renaissancepalastes oder nur einer einfachen, schlichten Kuppel. Ein Gebäude hebt sich durch blendendes Weiß von den andern ab, ein anderes gefällt sich in knalligen gelben Tönen: es sieht aus wie eine arabische Stadt. Vom 15. Stockwerk an ist eine Etage über der andern nach hinten angesetzt, jede neue Etage bildet einen geschlossenen Block, wie losgelöst, nicht dazu gehörend zum übrigen Teil, bis ganz oben, in der äußersten Ecke, ein kleiner viereckiger Komplex das Ganze krönt. Einzelne Fenster stehen offen. Sie wirken in dieser gelben Front wie eingeworfen, verwahrlost, wie dunkle Löcher in einer verlassenen Ruine.

Das ist nun das berühmte, mitreißende New York!

Wirkt es nicht wie eine Weltausstellung: kühn und hoch, aber schnell errichtet und ebenso schnell der Spitzhacke verfallen, ein Werk der Technik, das man eben wieder zerstört, wenn alle es gesehen, bewundert und bestaunt haben, und das dann vergessen wird? Nimm es weg, wische es aus, baue etwas anderes an seiner Stelle, das man dann auch wieder abreißt. Was tut's. Es ist nicht »da«.

Unwillkürlich schweifen meine Gedanken nach Europa: zum Berliner Schloß, zum Louvre, zum Palazzo Farnese, die ich im Schauen innerlich erlebt habe, und ich fühle im tiefsten Innern deren Dasein, deren Wert, verwoben mit der Landschaft und der Stadt für alle Zeiten; sie sind selbstverständlich und unzerstörbar.

Das Schiff legt an. Amerikaner winken freudig ihren Angehörigen entgegen: »zu Hause«.

Ich bin müde.

Vielleicht habe ich Angst, Angst vor zerstörten Illusionen, Angst vor Kälte, Angst vor Stein.

New York

Händeringend suche ich auf dem Kai nach meinen Koffern. Hundert Koffer sehen alle gleich aus, und da soll ich meine eigenen finden? Zwei stehen endlich beisammen. Mißtrauisch behalte ich meine Schreibmaschine im Auge und gehe an den einzelnen Sektionen entlang, wo die Koffer nach dem Alphabet aufgestellt sind. Endlich entdecke ich den dritten und erwische auch glücklich einen sehr gnädigen Träger, der die Koffer ganze 200 Meter trägt. »Bitte, diese Koffer zu Lackawana station«.

»Wissen Sie, wo es ist?« »Nein, aber ich werde es schon finden.«

Ich werde unverhältnismäßig viel Geld los. Never mind.

Erschöpft lasse ich mich in eine Taxe sinken, und die erste Fahrt durch New York beginnt. Ich bin gespannt und bereit, meine düsteren Eindrücke der Einfahrt zu vergessen. Menschen machen zunächst alles freundlicher, sie wärmen, geben Atmosphäre und lösen.

Wir fahren durch endlose Straßenfluchten, die grau sind, genau so grau wie der Himmel über den

Dächern. Schon vom ersten Stock ab verlieren die hohen Fronten jeden Kontakt mit dem Leben auf der Straße, nur die engen Eingänge, das Auf und Ab und das Rein und Raus lassen etwas von dem Leben ahnen, das in diesen Steinkolossen pulst, ein Leben, das der Phantasie des Beschauers freien Spielraum gibt.

Doch unten in der engen Straße, unter diesen Fronten preist sich das Geschäftsleben in roher, schreiender Reklame an, alles, was es an Annehmlichkeiten und Besonderheiten des täglichen Lebens gibt, stellt es zur Wahl. Reklame, die durch eine Überhäufung von Farben und Schlagzeilen ihrer Bestimmung nicht mehr gerecht wird. Eine Anpreisung lenkt das Auge auf die andere, und am Ende ist es ein Gewirr. Sie sprechen alle in Zahlen, in Preisen. Daß jedes Produkt das beste ist, wird natürlich vorausgesetzt. Jeder Laden und jedes Restaurant erspart einem von vornherein die Enttäuschung, etwas kaufen zu wollen, das man nicht bezahlen kann. Nur ab und zu bewahren ein kleiner Laden oder ein Restaurant ihr Geheimnis hinter verschlossenen Türen und hinter überklebten Fronten.

Wir rasen durch die verschiedenen Viertel der Stadt, und immer wieder bin ich überrascht von dem raschen Wechsel des Charakters. Nach langen Straßenfluchten vornehmer, nach außen abgeschlossener Bauten kommen kleine, enge, häßliche

Ecken mit elenden Hütten und schmutzigen Häusern, die nur noch mit Mühe ein anständiges Aussehen wahren.

Durch einen von unzähligen Stoplichtern ängstlich gehüteten Verkehr erreichen wir endlich unser Ziel, Radio City, das Ziel jedes Fremden, wo ihm amerikanischer Stil in ausgesuchtester Aufmachung dargeboten wird, wo Tausende von Menschen ihren Tag in Arbeit verbringen, in kleinen Räumen, mit dem Blick auf gegenüberliegende graue Wände. Nur manchmal öffnet sich der Blick aus diesen Fenstern auf eindrucksvolle Bilder der Wolkenkratzer.

Eine ganze kleine Stadt befindet sich im Erdgeschoß des riesigen Geschäftshauses. Kinos und Restaurants, Lebensmittelgeschäfte und Konfektionsläden bilden ein unübersehbares Gewirr von Geschäftigkeit in einer Atmosphäre, die durch die Abgeschlossenheit und ihren Untertagecharakter an einen Untergrundbahntunnel erinnert. Wir bewundern die Eingangshalle mit ihren großartigen Fresken, die Inschriften, die unzähligen Fahrstühle.

Wir werden nun auf die Spitze des Turmes gefahren, um einen Blick auf die Weltausstellungsstadt zu genießen. Und von hier drängt sich wieder der Eindruck des Vergänglichen, des Überganges auf, der sich mir schon bei der Einfahrt in den Hafen offenbarte. Hier liegt Manhattan von

uns in seiner ganzen Ausdehnung, ein Gewirr von Steinen, das in der gedrängten Masse alles an Individualität verliert. Hier liegt das berühmte Haarlem, in der Nachbarschaft des Riverside- und des Central-Park-Viertels. Ein Gewirr von Autostraßen, unterbrochen von einigen grünen Fleckchen, so scheint es von hier. Ein Park, der sich in seiner Spärlichkeit der Vegetation in eigenartiger Weise in das Bild der ihn umgebenden Stadtviertel einordnet, Stadtviertel, die sich ihrem Stil nach durch nichts voneinander unterscheiden. Und doch ist hier eines der reichsten Viertel New Yorks, mit den vornehmsten und teuersten Hotels.

Mein Blick schweift über dies mächtige Gebiet, unendlich scheint die Ausdehnung, und die Steinfluchten verlieren sich im Schornsteinnebel des Horizontes. Riesige Brücken legen sich steif über den Hudsonriver, gigantische Zeugen der Technik, und doch wirken auch sie in ihren unelastischen Umrissen wie Spielzeuge. Es ist, als ob Bausteine einem Baukasten entnommen und hier zu einer Stadt zusammengestellt wurden. Ein wahlloses Gemisch von Formen und Größen, gerade so, wie sie einem in die Hände kommen, mit möglichst vielen Kontrasten, um dem Ganzen ein Relief zu geben.

Hinunter geht es wieder, und wir halten noch schnell am 67. Stockwerk. Hier oben hat man,